

Luise Schottroff, Claudia Janssen

Eine Geschichte über die Liebe. Bibelarbeit zu Lk 10, 25-37

Einsingen vor der Veranstaltung

Begrüßung DEKT

Lied Gott, deine Liebe reicht weit

Telefonklingeln

Luise Schottroff

Schottroff

Claudia Janssen Hallo Luise, hier ist Claudia. Hast du schon in deine Post geschaut? Wir haben eine Anfrage vom Kirchentag bekommen, wir halten zusammen eine Bibelarbeit in Bremen.

LS Das ist doch eine gute Nachricht!

CJ Aber hast du gesehen, zu welchem Text? Lk 10,25-37: Der barmherzige Samariter. Meinst du, dass wir etwas dazu sagen können, ohne dass in der Halle das große Gähnen ausbricht? Der Text ist doch total abgegrast, viel zu oft gehört, Kindergottesdienst, Konfer, Bibelkreis... mit dem ist es doch fast noch schlimmer wie mit der Weihnachtsgeschichte.

LS Naja, meinst du wirklich?

CJ Und das Schlimmste ist, die Message ist schon vorher klar:

“Tue Gutes, wenn jemand Hilfe braucht“ Und das sollen wir sagen?! – gerade in der feministisch-theologischen Basisfakultät, wo überwiegend Frauen sitzen, die das sowieso in ihrem Alltag praktizieren und in Pflegeberufen ausüben? Die sind froh, wenn sie endlich gelernt haben, auch mal „nein“ zu sagen.

LS Und dann kommt in der Geschichte noch nicht einmal eine Frau vor, nur lauter Männer.

CJ Ja, und die reden vor allem. Im Andenken an den einen, der tatsächlich mal was tut, haben sie gleich den Samariter-Bund gegründet, um ihm ein Denkmal zu setzen.

LS Das Problem an der Geschichte ist, dass zwar viel vom Handeln und von Nächstenliebe die Rede ist, aber das sich kaum jemand daran hält.

CJ Sollen wir die Bibelarbeit absagen?

LS Nein, lass uns doch mal lieber schauen, was wirklich im Text steht. Ich schlage vor, wir lesen ihn erst einmal.

CJ Okay, lies du den Jesus, ich nehme den Toragelehrten.

LK 10,25-37

- CJ Lehrer, mit welchem Tun bekomme ich Anteil am unvergänglichen Leben?
- LS In der Tora – Was steht da geschrieben? Wie liest du sie?
- CJ Du sollst Adonaj, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deinem ganzen Leben und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken, und deine Nächste, deinen Nächsten wie dich selbst.
- LS Du hast richtig geantwortet. Tu das! Und du wirst leben
- CJ Und wer ist mein Nächster, wer meine Nächste?
- LS Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel Straßenräubern in die Hände. Diese plünderten ihn aus, misshandelten ihn, machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Zufällig ging ein Priester den Weg hinab, sah ihn und ging auf der anderen Seite vorbei. Ebenso kam ein Levit zu der Stelle, sah ihn und ging auf der anderen Seite vorbei. Da kam ein Reisender, einer aus Samaria, dorthin, sah ihn und es ging ihm durch und durch. Er lief zu ihm hin und verband seine Wunden, wobei er Öl und Wein darauf goss. Dann hob er ihn auf sein eigenes Tier, brachte ihn in ein

Gasthaus und kümmerte sich um ihn. Am folgenden Tag holte er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sagte:

‚Kümmere dich um ihn! Und falls du mehr aus gibst, will ich es dir bei meiner Rückkehr bezahlen.‘

Was meinst du: Wer von den dreien ist dem der Nächste geworden, der den Räubern in die Hände gefallen war?

CJ Der ihm durch sein Tun Barmherzigkeit erwiesen hat.

LS Geh und handle du entsprechend!

Lied: Kanon: Es ist dir gesagt

Luise Schottroff

Beim Hören des Textes ist für mich das Wort Barmherzigkeit ganz wichtig geworden. Es klingt zwar altmodisch, aber mein Herz hängt daran.

Claudia Janssen

Ich habe gehört, dass es um Liebe geht – und zwar im umfassenden Sinne: Es geht um die Liebe zu Gott, die Liebe Gottes zu den Menschen und die Liebe von Menschen untereinander.

Die beiden Themen Liebe und Barmherzigkeit werden im Gespräch und in einem Gleichnis entfaltet. Insgesamt kommen sieben Männer in unserem Text vor. Lass uns die doch einmal genauer anschauen. Ich fange mit dem ersten an:

Der Toragelehrte

Als wir den Bibeltext eben gelesen haben, ist mir deutlich geworden, dass Jesus die Geschichte vom „barmherzigen Samariter“ nicht einfach so erzählt, sondern als Antwort auf die Fragen des Toragelehrten. Den hatte ich bisher vor allem als missgünstigen Stichwortgeber wahrgenommen. Nun habe ich ein echtes, ernsthaftes Gespräch gehört. Das liegt vielleicht auch daran, dass wir die Erzählerstimme weggelassen haben. In der Lutherübersetzung wird der „Schriftgelehrte“ damit eingeführt, dass er Jesus „versucht“. Das klingt so, als stellte er seine Fragen nur, um Jesus eine Falle zu stellen. Das griechische Wort (*peirazo*) meint aber erstmal nichts Negatives. Es beschreibt vielmehr eine Herausforderung des *nomikos*, des Toragelehrten, der Jesus respektvoll mit dem Titel „Lehrer“ anspricht. Er fordert ihn auf, ihm eine für sein Leben entscheidende Frage zu beantworten. Eine solche Diskussion gehört zur Praxis jüdischer Lehre. Gelernt wird, indem man sich gegenseitig Fragen stellt und nach Antworten sucht.

Der Toragelehrte hat in der Auslegungsgeschichte vielfach als Projektionsfigur für antijüdische Klischees gedient. Er wurde dargestellt als jemand, der scheinheilig Fragen stellt, selbstgerecht ist und von Jesus über Nächstenliebe belehrt wird, die ihm und dem zeitgenössischen Judentum fremd sei, weil es allein auf Werkgerechtigkeit und Gesetzesobservanz ziele. Die Kirchentagsübersetzung versucht, die Ernsthaftigkeit des Fragens herauszustellen und erleichtert es, die antijüdischen Untertöne der christlichen Tradition beim Hören der Geschichte zu vermeiden. Der Toragelehrte wird dabei als Suchender sichtbar: „Was muss ich tun, um Anteil am unvergänglichen Leben zu erlangen?“ – Leben, über das der Tod keine Macht mehr hat, Leben in Fülle.

Wenn ich diese Frage in mir nachklingen lassen, merke ich, wie sie mich anspricht, mir entspricht: Was ist Leben? Wie kann Leben gelingen? Aus der Frage klingt eine tiefe Sehnsucht nach Lebendigkeit, nach dem Eigentlichen. Was ist wichtig? Was macht das Leben zu einem unvergänglichen, ewig lebendigen Leben?

Wofür lohnt es sich zu leben, zu arbeiten?

Was ist der Sinn meines Lebens? Wie kann es gelingen?

Der Toragelehrte tritt aus der Menge heraus zu Jesus, er hat miterlebt, wie Jesus seine Jüngerinnen und Jünger selig gesprochen hat. Er hat seine Kraft gespürt, seine Worte gehört und will mehr wissen. Er will eine Antwort, die ihn weiterbringt in seinem Leben.

„Mit welchem Tun bekomme ich Anteil am unvergänglichen Leben?“

Mit seiner Frage drückt er aus, dass er bereit ist, etwas zu tun. Er will keine allgemeingültige Lebensweisheit hören, sondern eine Antwort, auf die er sein Leben aufbauen kann.

Jesus fragt zurück: „In der Tora – Was steht da geschrieben? Wie liest du sie?“

Der Gelehrte zitiert aus der Tora: „Du sollst Adonaj, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deinem ganzen Leben und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken, und deine Nächste, deinen Nächsten wie dich selbst.“

In diesen Worten spricht der Gelehrte das wichtigste Bekenntnis Israels, das Sch`ma Israel („Höre, Israel) und fasst es zusammen mit dem Gebot der Nächstenliebe, das im dritten Buch Mose steht. Gottesliebe und Nächstenliebe gehören zusammen. Das ist die zentrale Aussage der Tora, der jüdischen Tradition.

Dem stimmt Jesus aus ganzem Herzen zu und antwortet mit einem weiteren Zitat aus dem dritten Buch Mose: „Tu das! Und du wirst leben!“

Die beiden tauschen also Schriftzitate aus und sind sich einig. Das könnte der Abschluss des Dialogs sein.

Dem Toragelehrten aber reicht das nicht aus, er will es genauer wissen: „Und wer ist mein Nächster, wer meine Nächste?“ Er hat begriffen, dass es hier um mehr geht als um das Wissen darüber, was richtig ist. Er gehört zu den Menschen, die wissen, was in der Tora steht. Er will ihr seinem Alltag gerecht werden – viermal kommt das Wort „tun“ (*poiein*) in dem Text vor. Es ist davon auszugehen, dass er Bedürftigen hilft, Almosen gibt, sich für andere einsetzt und doch spricht aus seinen Worten die Einsicht, dass es nicht reicht. Ich höre die Verzweiflung, nie genug tun zu können. Es gibt zu viele, die meine Nächsten sind, meine Kräfte reichen gar nicht aus, ihnen tatsächlich zu helfen. Er fühlt sich verstrickt in die Strukturen, ohnmächtig angesichts der eigenen Begrenztheit, der vielen guten Gründe, die die ihn von anderen fernhalten.

Welche Antwort erwartet er eigentlich von Jesus? Er weiß sie doch im Grunde selbst. Er hat die Tora studiert, kann sie zitieren. Aber er wendet sich an Jesus: Sag du mir, was ich tun soll. Wie schön wäre es einen Lehrer zu haben, der mir den Weg zeigt, der mir sagt, wie mein Leben gelingen kann. Er erwartet keine Richtigkeiten, keine Handlungsanweisung, sondern Heilung. Er erwartet ein Wunder.

Spürt Jesus die Bedürftigkeit, die Sehnsucht seines Gegenübers?
Welche Antwort gibt er ihm?

Luise Schottroff: Der Überfallene

Er erzählt ihm eine Geschichte:

„Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel Straßenräubern in die Hände. Diese plünderten ihn aus, misshandelten ihn, machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen...“

Ich bin vor Jahren einmal diesen Weg gelaufen: von Jerusalem nach Jericho. Es geht steil bergab durch zerklüftetes braunes Gebirge. Ich ging auf einem schmalen Fußweg an der oberen Kante eines tiefen Einschnittes in die Felsen. Ich mochte gar nicht in die Schlucht hinabsehen, damit mir nicht schwindlig wird. Die Wüste Juda zwischen Jerusalem und Jericho ist für mich ein Zauberland. Die Farben des Himmels in den frühen Morgenstunden, das leuchtende Blau und Weiß eines alten Klosters, das am Felsen zu kleben scheint, die kleine gelbe Blume, die trotz der Trockenheit blüht! Dann kamen wir an eine Stelle, da war Motorenöl von Militärfahrzeugen in die trockene Erde gelaufen, es stank. Ich dachte, ob diese Erde jemals wird heilen können von dem Öl? Hier irgendwo hat Jesus die Erzählung von der Barmherzigkeit angesiedelt. Er muss diesen Weg auch gegangen sein. Und heute leiden das Land und die Menschen unter einem Krieg, der seit Generationen geführt wird und dessen Ende nicht abzusehen ist. Jericho gehört zur Westbank. Zwei Völker sind in Jerusalem zu Hause: Das israelische Volk und das palästinensische Volk. Wir deutschen Kinder und Enkel Nazideutschlands haben 60 Jahre Frieden und wachsenden Wohlstand erlebt und die Kinder und Enkel der jüdischen Ermordeten 60 Jahre wachsenden Krieg. Wer hier in Israel und Palästina Opfer und wer hier Täter ist, ist nicht zu fragen, schon gar nicht von uns Deutschen. Alle brauchen nur jede mögliche Hilfe und Barmherzigkeit.

Damals zu Jesu Zeiten überfielen Räuber einen einsamen Reisenden auf diesem Weg. Sie nahmen ihm seine Kleidung ab. Da er zu Fuß

unterwegs war, kann er kaum wohlhabend gewesen sein. Und die Räuber fanden sein Obergewand für sich wertvoll. Hier zeichnet Jesus mit wenigen Strichen die Not der Armen nach: ein Armutsverbrechen wegen etwas Kleidung – in einem verarmten Land, das eine ferne Großmacht – Rom – wirtschaftlich ausbeutet. Globale Unrechtsstrukturen werden sichtbar. Das römische Reich ist darin durchaus heutiger Realität vergleichbar. Der Mann wird von Straßenräubern überfallen, aber eigentlich ist er das Opfer dieser Unrechtsstrukturen. Der Überfallene wird in der Erzählung nicht weiter charakterisiert. Er hat offensichtlich nichts Wertvolles bei sich. Er ist ein *anthropos tis* – irgendein Mensch. Es ist egal, aus welchem Volk er kommt, wenn er überfallen wird, muss jeder und jede, die vorbeikommen, helfen. Das sagt jede antike oder heutige Ethik und natürlich auch die Tora des Gottes Israels, um die es hier ja geht. Darum heißt er in der Geschichte *anthropos tis* – irgendein Mensch. Irgendwelche Recherchen, wer er denn sei, verbieten sich als Vorbedingung für die Barmherzigkeit.

Claudia Janssen

Priester und Levit

„Wie gut,“ denkt der Überfallene, als er einen Priester näher kommen sieht. „Er wird mir helfen.“ Dieser sieht ihn zwar, wechselt aber die Straßenseite und geht vorbei. Auch ein Levit, der später auf dem Weg entlangkommt und ihn dort liegen sieht, geht vorbei.

Über ihre Gründe, dem Schwerverletzten nicht zu helfen, wird nichts gesagt. In der Auslegungsgeschichte wurden dann vielfach Gründe konstruiert. Es wurde vermutet, dass sie aus Gründen kultischer Reinheit, den Verletzten nicht berühren durften. Der Text aber sagt deutlich, dass sie „hinab“-gingen, also aus Jerusalem kamen und auf

dem Weg nach Jericho waren. Und selbst wenn sie auf dem Weg zum Tempel gewesen wären, hätte sie das nicht abhalten dürfen, sich um den Verletzten zu kümmern. Also, mit kultischer Reinheit hat ihr Verhalten gar nichts zu tun.

Doch ist es vermutlich kein Zufall, dass ihre religiösen Funktionen erwähnt werden – aber nicht um sie als Repräsentanten des Judentums zu charakterisieren, sondern als Funktionäre der Barmherzigkeit, die von ihrer Berufung her dazu bestimmt sind, Nächstenliebe zu praktizieren. Jeder von den beiden hätte nickend neben Jesus und dem Toragelehrten gestanden und ihnen zugestimmt, vielleicht hätten sie noch eine eigene Bibelstelle parat gehabt – aber im Ernstfall drücken sie sich. Wahrscheinlich würden sie sich das selbst in der Situation gar nicht eingestehen.

Auch wir umgeben uns mit Entschuldigungen, die uns unempfindlich machen gegenüber dem grenzenlosen Leid der anderen.

Entschuldigungen, die uns schützen – auch vor uns selbst und unserem Gewissen.

Der Text nennt keine Gründe dafür, dass sie einfach weiter gehen. Mir fallen allerdings viele ein:

CJ Also, ich habe wirklich keine Zeit!

LS Hilfeleistung kostet Geld. Das brauche ich selbst für mein Alter.

CJ Ich kenne den doch gar nicht.

LS Das viele Blut! Vielleicht hat der AIDS.

CJ Ich kann kein Blut sehen und eke mich ganz furchtbar.

LS Hier wäre doch der Staat in der Pflicht. Warum zahlen wir denn Steuern?! Der Staat müsste dafür sorgen, dass alle eine ordentliche Krankenversicherung bekommen. Und wenn die Straßen sicherer wären, würde so etwas nicht passieren.

CJ Ich bin allein unterwegs. Das ist vielleicht ein Trick. Der ist gar nicht verletzt und hinter dem nächsten Felsen lauern seine Komplizen

LS Ich fühle mich hilflos

CJ Das nutzt doch gar nichts, wenn ich dem einen helfe, die ganze Welt ist doch unter die Räuber gefallen.

Lied: Ich kenne Gottes Ruf

Luise Schottroff

Der Samaritaner

Die Geschichte geht weiter: „Da kam ein Reisender, einer aus Samaria, dorthin, sah ihn und es ging ihm durch und durch. Er lief zu ihm hin und verband seine Wunden, wobei er Öl und Wein darauf goss...“

Das samaritanische Volk war eigentlich ein Geschwistervolk des jüdischen Volkes. Auch die samaritanischen Menschen verehrten den

Gott Israels, auch sie sehen den Pentateuch als ihr Buch der Weisung zum Leben an. Doch in dieser Zeit gab es reichlich Gewalt und Gegengewalt zwischen beiden Geschwistervölkern. Beide Völker behaupten, das wahre Israel zu sein und den einzig legitimen Tempel zu besitzen. Der jüdische Tempel stand in Jerusalem, der samaritanische auf dem Berg Garizim in Samaria. Wenige Jahrzehnte zuvor (6-9 n.Chr.) hatten SamaritanerInnen das Passafest im Jerusalemer Tempel gestört, indem sie menschliche Gebeine im Tempel verteilten. 52 n.Chr. haben SamaritanerInnen galiläische PilgerInnen auf dem Weg nach Jerusalem erschlagen; und von jüdischer Seite gab es danach Selbstjustiz: Samaritanische Ortschaften wurden geplündert und in Brand gesteckt, woraufhin eine römisch-samaritanische Militäraktion gegen das jüdische Volk stattfand (Josephus, Ant. 18,29f.; 20,11ff; vgl. Bell jud. 2,232ff). Es waren keine ethnischen Unterschiede zwischen beiden Seiten, sondern eher konfessionelle, denn sie huldigten einem Gott. Gewalt gab es von beiden Seiten, so wie meistens in dieser Welt. Da lässt sich schwer sagen, wer Täter oder wer Opfer war. Beide Seiten waren Täter, beide Opfer. Dass sie eigentlich Kinder desselben Gottes waren, machte die Gewalt und Gegengewalt allenfalls noch schlimmer.

Ich stelle mir vor, Jesus hat die Geschichte jüdischen Menschen erzählt. Als er vom Samaritaner anfing, wird seine Zuhörerschaft nichts Gutes erwartet haben. Ob der Samaritaner wohl die Tora richtig auslegt? Ob der was anderes kann als draufschlagen? Mit leichter Hand, mit einer erzählten Skizze, tut Jesus hier etwas Wunderbares. Er unterbricht den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt. Er, ein jüdischer junger Mann, weiß seinen eigenen Leuten etwas Gutes von einem Samaritaner zu berichten. Er unterbricht die Gewalt mit seiner kleinen Geschichte. Und die Zuhörenden? Es wird nicht gesagt, sie hätten protestiert und geschimpft: Wie kannst du Terroristen rechtfertigen!

Ich habe neulich einen Film gesehen („Alles für meinen Vater“), der das auch schafft, was Jesus hier tut. Er erzählte von einem jungen Palästinenser, der mit einer fernzündbaren Bombenweste um den Körper gezwungen wird, nach Tel Aviv zu gehen. Er soll dort auf einem belebten Markt ferngezündet werden und so viele jüdische Menschen wie möglich als sogenannter Selbstmordattentäter mit in den Tod reißen. Sein Vater ist die Geisel derer, die ihn erpressen. Aus technischen Gründen muss er einige Tage in Tel Aviv warten. Er trifft in diesen Tagen eine junge Jüdin, schrill gekleidet; sie betreibt einen Kiosk in der Altstadt und ist eine Quelle von Wärme für alte Menschen, die im Viertel leben, auch für alte deutsche Paare, die der Shoah entkommen sind. Wegen einer nicht-ehelichen Schwangerschaft hat ihr Vater die junge Frau von zu Hause verjagt. Der junge Palästinenser und die junge Israelin sind das Paar, das Gott in Liebe zusammengefügt hat. Der junge Mann kann die Bombenweste nicht lösen und um seines Vaters Willen eigentlich auch nicht mit der Weste ins Meer gehen. Eine Nacht ist den Liebenden vergönnt – am Strand von Tel Aviv. Am nächsten Morgen wird seine Weste von seinen Erpressern ferngezündet. Er ist tatsächlich, wie sie es wollten, auf den Markt gegangen. Aber es kommen nur wenige Menschen in der Menge zu Schaden. Der einzige Tote ist der junge Palästinenser. Die Geliebte, als sie am Strand aufwacht, findet Hunderte eiserner Bolzen im Sand. Ihr Geliebter hat sie nachts aus der Weste herausgepult. Sie hätten die massenmörderische Wirkung der Sprengladung ausgemacht. Es ist kein Happy End. Auch Jesu Gleichnis hat kein Happy End. Beide Male sind wir, die verzweifelt der Gewalt zuschauen müssen, in der Pflicht. Geht los und tut die Barmherzigkeit. Die israelische und die palästinensische Bevölkerung brauchen jede Unterstützung, die die Gewalt unterbricht. Jesus hat einen Samaritaner zur Hauptfigur gemacht. Ihm hätte man in Judäa Gewalt zugetraut, aber

nicht dass er die Tora tut, nicht dass er die Barmherzigkeit tut, die die Tora will: Liebe Gott mit deiner ganzen Existenz und deinen Nächsten wie dich selbst.

Die Erzählung wird sehr detailgenau, als es darum geht, von der Tat der Barmherzigkeit zu reden. Der Samaritaner, heißt es, kam zu der Stelle, wo der Überfallene am Boden lag, er „sah ihn und es ging ihm durch und durch“. Er behandelt die Wunden mit Wein, wohl zum Desinfizieren, und Öl, wohl zum Anschwellen, er verbindet die Wunden und setzt den Verletzten auf sein Reittier. Er führt ihn in eine Karawanserei und kümmert sich um ihn bis zum nächsten Morgen.

Das griechische Wort für das Mitgefühl, das ihn durchschüttelt, ist *splanchnizomai*. *ta splanchna* sind die inneren Organe des Bauches, die Gebärmutter, der Sitz des Erbarmens nach biblischer Vorstellung. Barmherzigkeit ist ein Gefühl, sagt die Bibel, das fähig macht zu handeln.

Barmherzigkeit. Auch wenn es ein altmodisches Wort sein mag, liebe ich es sehr. Es macht mich sehnsüchtig. Wo Barmherzigkeit unter Menschen geschieht, ist Gott gegenwärtig.

Barmherzigkeit ist ein Geschehen, das nicht aus moralischer Verpflichtung erwächst, nicht erzwungen werden kann. Es drückt aus, dass jemandem das Herz aufgegangen ist.

Barmherzigkeit bedeutet: Gott ist nahe. Menschenhände werden zu Händen Gottes. Theologisch gesprochen: Barmherzigkeit bedeutet Gegenwart Gottes und Imitatio = Nachahmung Gottes. Das sind große theologische Worte, aber sie sind angemessen.

Bei dem Samaritaner sieht es so leicht aus. Wir wissen nicht so genau, welche Schwierigkeiten er überwinden muss – so wenig, wie wir wissen, warum Priester und Levit vorübergeben. Die Geschichte ist ein

Gleichnis. Sie verweist auf uns, die Zuhörenden. Sie führt uns zu den Gründen, die uns abhalten, das Naheliegende zu tun.

Luise Schottroff

Der Gastwirt

Der Samaritaner versorgt den Verletzten, und weiter heißt es in der Geschichte: „Dann hob er ihn auf sein eigenes Tier, brachte ihn in ein Gasthaus und kümmerte sich um ihn. Am folgenden Tag holte er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sagte: ‚Kümmere dich um ihn! Und falls du mehr aus gibst, will ich es dir bei meiner Rückkehr bezahlen.‘“

Die nächste Figur, die ich vorstellen möchte, ist der Gastwirt:

Solche Karawansereien, wie sie Jesus hier erwähnt, waren damals noch selten. Man bekam dort Schutz in der Nacht und – auch für die Tiere – Essen und Trinken. Die Gastwirte standen im Ruf, brutal zu sein, und die Gastwirtinnen wurden als Frauen mit zweifelhafter Sexualmoral verdächtigt. Hier nun wird von einem Gastwirt erzählt, dem der Samaritaner trauen kann. Er vertraut ihm den Verletzten an, traut ihm, dass er das Geld nicht veruntreut, immerhin zwei Denare, soviel wie ein Tagelöhner in der Landwirtschaft an zwei vollen Arbeitstagen verdient. Er vertraut ihm so sehr, dass er ihm noch weiteres Geld bei seiner Rückkehr geben würde. Mitten in der Wüste, deren Gefahren die Erzählung gerade andeutete, entsteht ein Haus der Geborgenheit und des Vertrauens. Wie hat der Samaritaner es geschafft, dieses Vertrauen in einer Nacht zu entwickeln? Wie hat der Gastwirt es geschafft, sich dieses Vertrauen zu verdienen? Da entsteht vor unseren Augen an einem Ort, der für so etwas nicht prädestiniert ist, ein Haus voller Wärme, Fürsorge und Zuverlässigkeit. Das ist eine Geschichte für meine Freundin Ute. Sie sagt immer deutlich: Pflege muss sich auf mehrere Schultern verteilen, für eine allein ist es zu hart. Familienfrauen mit

kleinen Kindern brauchen solche UnterstützerInnen. Die Pflege alter Menschen ist für einen oder eine allein meist unmöglich zu schaffen. Sie ist anstrengend und manchmal auch ein Ekelproblem.

Mein Vater war ein patriarchaler Mann, er kannte es nicht anders. Er hat sich niemals für den Haushalt in der Verantwortung gesehen. In den letzten zehn Jahren ihres Lebens war meine Mutter dement. Meine Tante führte den Haushalt. Doch mein Vater, dem niemand das zugetraut hätte, hat meine Mutter rührend gepflegt, gefüttert, geführt, ihr vorgesungen. Neulich habe ich unter alten Dokumenten im Keller einen kleinen Text gefunden, den mein Vater kurz vor dem Tod meiner Mutter schrieb: „In ihrer schweren Krankheit war sie ein lieber Gast zwischen den Ihrigen. Oft erinnerte ihr Krankheitszustand an die Lieblichkeit eines kleinen Kindes“. Dieser Satz meines Vaters ging mir durch und durch. Er hat diese alte demente Frau, die gefüttert und gewandelt werden musste, wie ein süßes kleines Kind ansehen können. Ich bin sicher, diese Liebe hat meine Mutter trotz aller Demenz gespürt. Mein Vater hat ein Reihenhaus in ein Haus der Liebe verwandelt. Damals hatten alte Demenzkranke in Heimen wohl noch weniger Liebe zu erwarten als heute.

Jesus erzählt eine kleine Geschichte, die von Wundern handelt: Er erzählt von der Karawanserei mit normalerweise groben Sitten, die sich in ein Haus der Geborgenheit verwandelt. Er erzählt von der Barmherzigkeit eines Andersgläubigen, dem alle Zuhörenden nur zu gern Gewalt zugetraut hätten. Jesus führt die Zuhörenden dahin, wo sie fähig werden, auf die Tora zu hören – mit ihrem eigenen Leben.

Lied: Da wohnt ein Sehnen tief in uns

Claudia Janssen

Jesus

So wie wir das Gleichnis jetzt gelesen haben, hat es sich mir noch einmal ganz neu erschlossen. Ich nehme auch Jesus anders wahr, als ich das früher getan habe. Er ist mir bisher immer etwas fremd geblieben, sehr distanziert. Ich habe ihn als eine Art Oberlehrer gesehen, der hinterher noch einmal den Toragelehrten abfragt, ob es denn auch alles richtig verstanden hat und ihm untergründig zuschiebt, dass er vermutlich genauso vorbeigegangen wäre wie der Priester und Levit. Und zum Schluss kommt dann doch die moralische Keule: „Handle Du entsprechend“

Jetzt habe ich verstanden, dass Jesus eine Mutmachgeschichte erzählt. Er weiß, dass wir auf der theoretischen Ebene oft nicht weiter kommen. Es geht darum zu handeln.

Und doch bleibt bei mir ein Unbehagen zurück. Ich frage mich, ob der Toragelehrte tatsächlich eine Antwort auf seine Lebensfragen bekommen hat.

Ich mache die Erfahrung, dass ich etwas Neues dann annehmen kann, wenn ich dazu ermutigt werde, wenn mir jemand Zutrauen entgegenbringt und mich auf meinem Weg unterstützt. Dann lasse ich mir auch etwas sagen, nehme auch manche Zumutung hin.

Ermöglicht Jesus einen solchen Lernprozess für den Toragelehrten, für die anderen Zuhörenden? Für uns? Bin ich, nachdem ich diese Geschichte gehört habe, nun eher bereit hinzusehen, in Beziehung zu treten, mich auf andere einzulassen?

Was macht einen guten Lehrer aus?

Bei der intensiven Beschäftigung mit diesem Text kam mir die Frage, ob es möglicherweise kein Zufall ist, dass es hier nur um Männer geht. Und

ich habe mich gefragt, ob das Gleichnis möglicherweise vor allem an Männer gerichtet ist.

Die Geschichte vom Gespräch Jesu mit dem Toragelehrten und das Gleichnis vom Samaritaner sind so nur im Lukasevangelium überliefert. Das Lukasevangelium zeigt an vielen Stellen ein deutliches Bewusstsein für Unterschiede im Geschlechterverhältnis und bietet unterschiedliche Geschichten zu den gleichen Themen, die jeweils einen Mann oder eine Frau als Hauptfigur haben: so z.B. beim verlorenen Schaf, da ist es der männliche Hirte, der das Schaf sucht und dann bei der Geschichte von der verlorenen Drachme ist es eine Frau, die sie sucht und wieder findet.

Das Lukasevangelium bietet wichtige Frauengeschichten. Ich denke, dass es weiterführend sein könnte, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter als Männergeschichte zu lesen.

In dem Gleichnis selbst geht es um unerwartete Reaktionen, um Durchbrechungen von Rollenklischees. Der Samaritaner ist kein Gewalttäter, der Wirt nicht skrupellos. Die religiösen Autoritäten Priester und Levit können dem an sie gerichteten Anspruch hingegen nicht genügen. Zugleich bietet es neue Rollenvorbilder:

- der Samaritaner, der sich anrühren lässt, Gefühle zeigt und einen anderen Menschen pflegt und sich um ihn kümmert
- der Gastwirt, der nicht nur auf seinen ökonomischen Vorteil schaut
- der Samaritaner, der auf einen anderen Mann vertraut

Außerdem zeigt das Gleichnis einen Mann, der Opfer von Männergewalt geworden ist und ermöglicht damit anderen Männern, sich selbst auch in einer bedürftigen Position zu sehen.

Somit wäre die Antwort Jesu an den Toragelehrten doch nicht ganz so einfach, wie sie beim ersten Hören klingt: Geh und handle du

entsprechend! Jesus fordert den Toragelehrten auf, über seine männliche Rolle nachzudenken, diese zu verändern. Dahinter steht die Einsicht, dass Männer durch ihre Rolle oft gehindert sind, am Leben in seiner Fülle teilzuhaben. Verändere dich, schau genau hin und entscheide dann, was zu tun ist – und lass dich dabei nicht von Vorurteilen leiten. So bekommst Du Anteil am unvergänglichen Leben. Ich will damit nicht sagen, dass Frauen das nicht genauso immer wieder hören müssen und es sich selbst auch gegenseitig sagen müssen. Aber die Fragen der Empathie, der Hilfeleistung, der Pflege liegen ihren sozialen Rollen viel näher. Wie bekommen sie Anteil am unvergänglichen Leben? Wo liegen ihre Hindernisse, wo sind neue Rollenvorbilder nötig?

Wenn ich im Lukasevangelium weiterlese, steht direkt im Anschluss an unsere Stelle die Erzählung von Maria und Marta (Lk 10,38-42). Hier steht ein Konflikt um Frauenrollen im Mittelpunkt: Martha, die die bedienende Rolle einnimmt und sich über Maria beschwert, die sich zu Jesus setzt, um von ihm zu lernen und mit ihm zu diskutieren. Wichtig ist es, die beiden nicht gegeneinander auszuspielen, sondern ihren Konflikt als Ringen um die richtige Lebenspraxis zu verstehen und um die Frage nach der Anteilhabe am unvergänglichen Leben. In dieser Geschichte wendet sich Jesus einfühlsam den beiden Frauen zu und geht auf ihre Fragen und Bedürfnisse ein. Maria hat das gute Teil gewählt, heißt es am Ende, auch Martha steht diese Wahl offen.

Jesus erzählt Mutmachgeschichten. Sie richten sich an Menschen, die auf der Suche sind, die Sehnsucht nach Leben zu machen. Sie laden uns ein, uns mit ihm auf den Weg zu machen.

Luise Schottroff

Das Wunder der Liebe

In der Alten Kirche ist das Gleichnis oft christologisch ausgelegt worden. Man hat gesagt: Jesus ist der Samaritaner, der sich leidenden Menschen barmherzig zuwendet. Heute verstehen wir den Samaritaner als Samaritaner, deuten nicht mehr christologisch. Doch für mich ist diese alte Lesart in ihrem Zentrum wichtig. Die Barmherzigkeit unter Menschen ist ein Wunder. Das Wunder der Liebe ist nicht selbstverständlich. Wo es geschieht, spüren wir die Liebe Christi, und Gott ist uns nahe. Uns wachsen Kräfte zu, ob wir die Liebe geben oder sie empfangen. Welch einen Reichtum der Liebe Gottes habe ich in meinem Leben erlebt. Ich bin angefüllt mit Vertrauen, dass Gott mir nahe sein wird, dass Gott uns alle nicht verlässt.

Lied: Ihr sollt ein Segen sein